

KATHARINA DÖBLER

DEIN
IST DAS
REICH

Roman

claassen

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Dein ist das Reich wurde durch das Grenzgänger-Programm der Robert Bosch Stiftung und des Literarischen Colloquiums Berlin sowie durch ein Aufenthaltsstipendium im Künstlerhaus Lukas, Ahrenshoop, gefördert.

Quellennachweis

Imre Kertész, *Galeerentagebuch*, übersetzt von Kristin Schwamm © 1993, Rowohlt.Berlin Verlag GmbH



Claassen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

ISBN 978-3-546-10009-0

2. Auflage 2021

© 2021 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Karte: © mapz.com – Map Data: OpenStreetMap ODbL

Lektorat: Claudia Marquardt

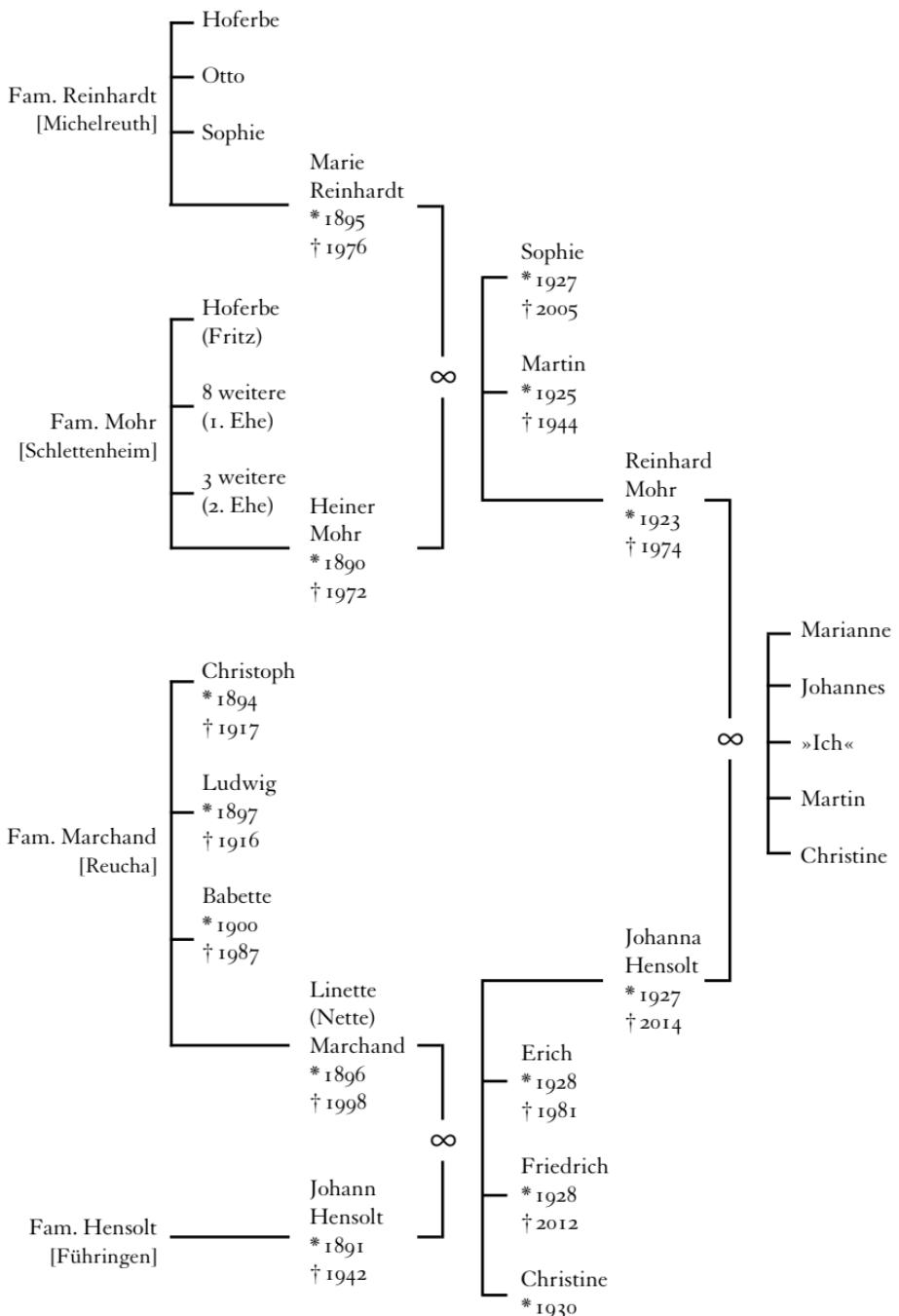
Gesetzt aus Granjon LT Std

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Erfahrungen sind vergeblich.
Doch insgeheim, im Verborgenen,
müssen diese Erfahrungen trotzdem
irgendwo leben.

Imre Kertész, *Galeerentagebuch*



Prolog

Es war Sommer, als ich zum letzten Mal mit meiner Großmutter allein war.

Sie hieß Linette, aber genannt wurde sie immer nur Nette. Die späten, sesshaften Jahre ihres Lebens verbrachte sie in einem süddeutschen Städtchen mit Rokokoschloss, Kopfsteinpflaster, Kirchen und einer amerikanischen Garnison. Hier fühlte sie sich sicher. Ob sie sich auch zu Hause fühlte, weiß ich nicht.

In den heißen Tagen damals erzählte sie mir zum letzten Mal von ihren Schiffen und Heiden, ihren Dämonen und Soldaten.

Die Weltgeschichte, Kind, wird nicht von den Frauen gemacht, sagte sie am Ende, aber sie müssen halt darin leben.

Ihr alter Seufzer.

Meine junge Ungeduld gegenüber solchen Sätzen und Seufzern.

Wir saßen im Garten zwischen Bohnen, Beeren, Gartenzwergen und Phlox. Das Holzbänkchen roch in der Hitze nach altem Lack.

Ich trug eine zweifarbig Stachelfrisur, die sie missbilligte, große Ohrringe, die sie ebenfalls missbilligte, und Flickenjeans, die sie am allermeisten missbilligte, nur meine Lederjacke fand sie vernünftig. Und ich fragte mich zum ersten Mal

in meinem Leben, was die Weltgeschichte mit meiner Großmutter zu tun hatte.

Bis dahin war ich nie auf den Gedanken gekommen, ihre Erzählungen an irgendeiner Art von Wirklichkeit zu messen. Sie waren die Märchen meiner Kindheit, die auf dem langsam Fluss ihrer hohen, leisen Stimme dahinzogen, unerklärlich, schrecklich und schön. In meiner Vorstellung spiegelten sie sich als unklare schwarz-weiße Bilder, ähnlich den Fotografien, auf denen meine weißen Verwandten in weißen Kleidern und schwarze, mit weißen Streifen bemalte Papua unter Palmen zu sehen sind.

Ich war ein Kind. Ich hielt einen Wollstrang um die Hände gespannt, meine Großmutter wickelte das Knäuel, der Faden zuckte zwischen uns beiden hin und her.

Dann kamen die Soldaten, und wir mussten weg. Der Krieg –

Sie machte eine Pause. Ich kannte das schon. Nach dem Krieg kam immer eine Pause. Einen tiefen Atemzug lang sagte sie dann nichts und tat nichts.

Die Offiziere im Lager waren ganz scharf auf Muskatnüsse, fuhr sie schließlich fort, während ihr Handgelenk wieder rasend schnell um das Wollknäuel kreiste. Die konnten nicht genug davon kriegen. Wir haben ihnen immer welche gesammelt.

Ich stellte mir meine zierliche Großmutter vor, mit ihrem Haarknoten und ihrer ewigen Schürze, wie sie sich unter Nussbäumen bückte, umringt von Männern mit Reitstiefeln und Peitschen. Dieses Bild ist in meinem Gedächtnis so lebendig, als hätte ich das alles selbst gesehen, als wäre es tatsächlich so gewesen. Aber welche Wirklichkeit verbarg sich dahinter? Was für Offiziere waren das? Für wen und gegen wen haben sie gekämpft? Wer außer ihr war in diesem Lager? Und wo wachsen überhaupt Muskatnüsse?

Meine Großmutter hat immer nur nebenbei erzählt. Was ihr gerade so einfiel, während sie Wolle wickelte, Äpfel schälte oder sonst etwas tat, sie tat immer etwas. Vielleicht hat sie mich dabei manchmal einfach vergessen, denn sie redete ganz selbstverständlich über Grausamkeiten und Gefahren, die man Kindern gewöhnlich verschweigt. Ich erinnere mich an ihre Geschichte über eine Frau, die am Ende vom Teufel geholt wurde und mit schreckensstarren Augen starb. An die Existenz von Teufel und Dämonen glaubte sie fest.

Meine Großmutter war anders als alle anderen Menschen meiner Welt.

Sie kochte bizarre, bunte Gerichte. Sie hatte immer eine Schürze um, außer in der Kirche, manchmal sogar zwei. Sie trug so viele Kleider übereinander, dass sie bei Einbruch der Dämmerung mit dem Ausziehen begann und erst bei Sonnenuntergang damit fertig war.

Sie weinte im Schlaf.

Sie war regelmäßig wie der Tag und die Nacht. Sie war da, wenn ich aufwachte, und ging zusammen mit mir zu Bett.

Sie rupfte Hühner und zeigte mir beim Ausnehmen die Eierstöcke im Bauch. Sie strickte Strumpfhosen aus fürchterlicher, kratziger brauner Wolle. Sie glättete die Wellen des Fiebers mit eisigen Wickeln. Sie erfand ein Märchen, in dem ein Huhn mit einer Schere den Fuchs erledigte.

Jeden Morgen flocht sie ihr dünn gewordenes Haar zu einem Zopf, den sie als Knoten aufsteckte. Der winzige Dutt hielt nie lange, herausgefallene Haarnadeln markierten die Spur meiner Großmutter durch Haus und Garten. Niemals hätte sie ihr Haar abgeschnitten. Sie glaubte, dass Frauen bestimmte Dinge nicht tun durften, wenn sie nicht hässlich und unanständig werden wollten.

Als ich trotz ihrer Missbilligung in das von Russen umzingelte Berlin zog – die Frauen dort, wusste sie, rauchten und führten auch sonst ein liederliches Leben –, schickte sie

mir jeden Monat fünfzig Mark. Sie schrieb dazu, ich solle davon Fleisch und keinesfalls Zigaretten kaufen, mich im Übrigen vor den Roten in Acht nehmen und vor Männern, die trinken und spielen und keine ernsten Absichten haben.

Sie schrieb viele, viele Briefe, nicht nur an mich, und sie schrieb auch, wenn sie keine Antwort bekam.

Lange Zeit hatte sie kein Telefon, sie lebte im spärlichen Komfort der 1930er-Jahre. Die Woche über sammelte sie Kleingeld, das sie am Samstagnachmittag zum Telefonhäuschen trug. Sie führte eine Liste, in der sie vermerkte, wonach sie sich erkundigen musste: ob das Paket angekommen oder die Krankheit überwunden war, ob das Geld reichte, ob eine Prüfung, eine Hochzeit, ein Kind bevorstand. Sie sprach in kurzen, knappen Sätzen, während die Münzen durchs Telefon ratterten. Ihr Gesprächsstil änderte sich auch nicht, als sie später ein eigenes Telefon hatte. Sie plauderte nicht, sie fragte, sammelte Informationen wie eine Spionin.

Sie brauchte alle Fakten, die sie in Erfahrung bringen konnte, für ihre Gebete. Jeden Tag zählte sie ihrem Gott die Namen derer auf, die sie ihm ans Herz legen wollte. Sie glaubte, dass er ein Herz hatte. Ihre Gebete waren lang, es kamen ständig Namen hinzu, die von Urenkeln und von Opfern immer neuer Katastrophen. Die Toten wurden nicht vergessen. Sie war froh, dass ihr Gedächtnis nicht nachließ und sie all die deutschen, amerikanischen, holländischen, papuanischen und chinesischen Namen behielt, samt den zugehörigen Geschichten und Familien und dem, was sie *Anfechtungen* nannte. Sie glaubte, dass ihr Gott sie nicht sterben ließ, weil es ihre Aufgabe war, für diese Menschen zu beten. Und wie immer erfüllte sie ihre Aufgabe gewissenhaft.

Ein Laster aber hatte auch sie, und sie kämpfte mit der ganzen Weisheit ihrer protestantischen Seele dagegen an: Sie las. Sie las nicht einfach nur gern. Sie las gierig wie ein hungriges Krokodil. Sie las und versank in ihrer Lektüre wie in

einem weichen Bett (das sie nie hatte), wie in Wolken und Träumen, während die Zeit verging, die Nacht verging, die Kinder wieder einen Millimeter wuchsen und es so viel anderes zu tun gab. Sie wusste, dass es Sünde war. Das ausgedachte Zeug, aus dem Romane bestehen, die unerfüllbaren Sehn-süchte einer falschen Wirklichkeit, die weder göttlich noch wahrhaft menschlich ist: Das war Gift für die Seele, Spekula-tion, vertane Zeit.

Sie sah, dass ich diesem süßen Gift ebenso verfallen war wie sie, und sie war mit ihren Geschichten nicht unschuldig daran. Deshalb brachte sie mir bei, worin der Unterschied zwischen wertvollen und zu missbilligenden Büchern bestand. Wertvoll waren solche, die aus reiner Wahrheit bestanden und deshalb ein bisschen langweilig waren. Noch wertvoller solche, in denen man außerdem etwas lernen konnte, zum Beispiel wie sich selbst unter widrigen Umständen ein gottgefälliges Leben führen ließ.

Die widrigen Umstände waren oft recht unterhaltsam.

Irgendwann beschloss sie, nur noch wertvolle Bücher zu lesen. Biografien wurden zu ihrer bevorzugten Lektüre, am liebsten solche von Frauen, die in der Fremde echte Not erlebt hatten. Und meistens waren die Heldinnen ihrer Bücher Hei-denmissionarinnen, so wie sie.

Ihre eigenen Erzählungen waren von großer Lakonie, was sie noch fantastischer machte, als sie ohnehin waren.

Die Männer haben unter unserm Haus gesessen und ge-murmelt, sagte sie etwa. Sie waren bemalt. Die wollten nichts Gutes. Die ganze Nacht ging das. Die waren direkt unter mir, da war nur der dünne Bambusboden dazwischen, ich hab sie hören können. Und ich war mit den Kindern allein. Am nächs-ten Morgen waren sie weg. Ich glaube, sie haben gezaubert.

Ich habe ihre Geschichten, wie die Geschichten all meiner Verwandten, hingenommen wie Ereignisse, die in einem

Buch stattfinden: Geschichten von eigener, fremdartiger Logik. Es war allerdings so, als würden aus diesem dicken Buch immer nur ein paar Abschnitte gelesen. Die Lücken waren groß, die Zusammenhänge unklar.

Überlieferungen, das weiß ich heute, bestehen zum großen Teil aus Verschwiegenem. Ich habe lange geglaubt, es wäre alles gesagt, habe sehr wenig gefragt. Es interessierte mich nicht mehr, als ich dem Märchenalter entwachsen und mit meinem eigenen Leben beschäftigt war. Und ich hatte genug von der Düsterkeit dieser Familiensaga.

Die Schätze unserer Vergangenheit lagerten in einer schwarzen geschnitzten Truhe aus China. Ein Messer aus Knochen, gerötet von Betelsaft. Eine struppige Paradiesvogelfeder, ausgeblieben, in Seidenpapier. Ein Nasenspeer, ebenfalls aus Knochen. Perlmuttringe mit geometrischen Gravuren. Ein Halsschmuck aus mehreren Reihen zusammengeknüpfter winziger Muscheln. Ketten aus grauen Grasperlen. Eine fast verweste Kinderhaarlocke in einer winzigen, mit goldenen Fäden bestickten Schachtel. Ein großes und ein kleines Netz aus Pflanzenfasern. Ein kleiner ausgehöhlter Kürbis, in dem eine knöcherne Klinge steckt. Serviettenringe aus Schildpatt. Drei verschieden große Riesenmuscheln mit Löchern, in die man hineinblasen kann, um einen Ton zu erzeugen. Ein paar Teller aus gehämmertem Weißblech mit der Prägung *Pure Coffee packed in Australia*.

Diese Dinge waren zu nichts zu gebrauchen, aber sie kamen in Geschichten vor, die wieder und wieder erzählt wurden, bis sie abgeschliffen waren wie Bachkiesel und keiner mehr zuhörte. Was nicht weiter störte, es reichte, dass sie irgendwo auf dem Grund lagen, unter der Oberfläche, auf der die Familie dahintrieb. Die Geschichte »Wie der Opa das Schwarzwasserfieber überlebt hat« war eine der am häufigsten erzählten – und, wie sich später herausstellte, eine der falschesten.

Stumpfe, staubige Dinge aus jener anderen Welt, die es nicht mehr gab. Neuguinea. Vor dem Krieg.

Und genauso war meine Familie: gezaust und irgendwie davongekommen, die Erwachsenen erfüllt von einer tropischen Müdigkeit, die aus der Vergangenheit stammte. Sie versicherten einander, wie froh sie waren, es überstanden zu haben: die Krankheiten, die Soldaten, die Meere. Nicht alle hatten es geschafft. Tatendurst und Optimismus waren ihnen fremd, sie hüllten sich in ihre Melancholie wie in einen schweren Mantel. Darunter sehnten sie sich nach dem gefährlichen Paradies, dem sie entronnen und dessen letzte Spuren in jener Truhe zu finden waren. Gleichzeitig verfluchten sie es, sehr leise und tief drinnen, damit ihr Gott es nicht hörte.

Das war mein Erbe: Spinnweben, geschnitzte Knochen und Melancholie.

Es dauerte lange, bis ich den Archipel der Geschichten im Meer des familiären Schweigens zu erforschen begann. Ich wollte wissen, was meine Großmutter mit der Weltgeschichte zu tun hatte. Meine Großmutter Linette, die inmitten der Gartenzwerge und der Biederkeit ihres Häuschens bis zuletzt den Urwald in sich trug, die Häfen, die Abschiede, das Gewicht ihres großen Auftrags.

Sie sagte, dass sie die Stimmen der Papua noch höre, wie sie das Vaterunser sprachen, und die Hilfeschreie der Chinesen in einer nächtlichen Stadt.

Sie schenkte mir einen Ring aus rotem Gold, Gold aus Niederländisch-Indien, vielleicht aus einem Fluss in Neuguinea. Vielleicht auch nicht.

Sie schenkte mir ihre Geschichten und die Lücken darin.

Sie starb mit hundertzwei Jahren, allein und im Schlaf.

TEIL I
1913–1914

AUFBRUCH



1

Linette

Wahrscheinlich war es einer der Brüder, der sie fotografiert hat.

Sie steht auf einer Holzbrücke und lächelt unter einem Hut hervor, ein großes und ein klein wenig freches Lächeln, fast ein Grinsen. Ihr Mund ist weich und breit, ihre Augen liegen im Schatten. Mit einer Hand stützt sie sich auf das Geländer, mit der anderen hält sie ihren Hut fest. Sie trägt ein helles, locker fallendes Kleid, obwohl es noch die Zeit der Korsetts ist: Sommer 1913. Sie ist siebzehn.

Es ist der Sommer ihres Triumphs. Angefangen hat es damit, dass ihre beiden Brüder im Jahr zuvor eine neue Sportart entdeckt haben: mit Faltbooten Gebirgsflüsse hinunterpaddeln. Linette macht mit. Dass man davon Schwielen an den Händen kriegt und vor aller Augen nass wird, stört sie nicht. Sie kommt sogar in die Zeitung: ein junges Mädchen, furchtlos im Wildwasser. Die Firma Klepper, die solche Faltboote herstellt, macht mit ihr Reklame: So sicher sind unsere Boote! Als die drei Geschwister auch noch eine Regatta gewinnen, ist die Sensation komplett.

Linettes Mutter ist das nicht recht, dergleichen schickt sich

nicht für eine fast heiratsfähige junge Frau. Im Dorf redet man darüber. Und wenn in Dörfern wie Reucha das Gerede anfängt, weiß keiner, was am Ende daraus entsteht. Nichts Gutes meistens.

Reucha ist ein Dorf wie viele in Franken: Es liegt zwischen weichen Hügeln, vier Straßen treffen am Platz um die Linde aufeinander, am Dorfrand befindet sich der Löschteich, den man dem dünnen Flüsschen abgezapft hat. Der Kirchturm steht hoch gegen den Himmel. Die Glocken läuten am Morgen, am Mittag, am Abend, am Sonntag zum Gottesdienst, zu Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen. Und sie läuten, wenn es brennt.

Man hört sie bis hin zu den Einödhöfen. Die Kinder laufen wie die Gänse barfuß in Herden herum, wenn sie keiner aufs Feld, in die Schule oder in die Kirche schickt. Auf der Straße liegen Kuhfladen, vor jedem Haus steht ein Reisigbesen, drinnen sterben die Fliegen in Massen auf geleimten Papierstreifen unter der Decke. Es riecht nach saurer Milch, nach Mist und manchmal nach Regen. Im Herbst und vor allem im Frühjahr, mit der Schneeschmelze, zerfließen Straßen und Höfe zu Matsch. Baaz, sagen sie hier.

Es passiert nicht viel in so einem Ort: Ein Blitz schlägt in eine Scheune ein, der Hagel vernichtet die Ernte, ein Mädel bekommt ein Kind.

Wenn es Glück hat, heiratet es einer. Zu Weihnachten, Ostern, Kaisers Geburtstag und zur Kirchweih spielt die Blaskapelle, und auch am Tag des Sieges über die Franzosen. Die Männer gehen abends und sonntags nach der Kirche in die Dorfwirtschaft. Die Frauen nicht. Für andere Laster als das Schnapstrinken und das Kartenspielen gibt es die Feldscheunen. In der Nacht krakeelt manchmal ein Säufer. Sonst ist es still, selten einmal ruft ein Kauz, dann weiß man, dass bald einer sterben wird. Linettes Vater ist auch gestorben. Ihre Mutter trägt seither Schwarz, wie alle älteren Frauen im Dorf.

Der Vater war Zollbeamter, deshalb haben die Marchands – genau wie der Lehrer und der Pfarrer natürlich – keinen Misthaufen vor der Haustür. Die Familie steht im Verdacht, sich für etwas Besonderes zu halten. Dass die ältere Tochter sich ohne jeden Anstand nass in der Öffentlichkeit zeigt, macht es nicht besser. Noch dazu in einem Boot, für das sich jeder Fischer schämen würde. Als Linette klein war, hat die Familie auf einer Zollstation in den Bergen gelebt, gleich unterhalb des Grats, der die Grenze markiert. Dort waren alle Leute Schmuggler, das Leben ist hart da oben. Die Mutter hat den Frauen extra tiefe Taschen in die Unterröcke genäht, damit der Vater den Schnaps und das andere Zeug nicht fand, mit dem sie über den Pass gingen. Das Nähen liegt in der Familie, die Frauen verdienen seit Generationen Geld mit der Schneiderei.

Aber Linette hat in diesem Sommer, in dem sie mit ihren Brüdern und ihrem Klepperboot berühmt wird, andere Pläne. Sie hat das Dorf und sein Gerede verlassen, ist in die Hauptstadt gezogen, wo auch der große Bruder Christoph wohnt, und lernt in einem Internat frommer Schwestern. Ihr gefällt es in der Großstadt, ihr gefällt es im Internat, und ihr gefällt ein guter Freund der Brüder, der ebenfalls ein Klepperboot hat.

Ihr Traum aber ist Amerika.

Christoph und sie, die beiden Älteren, haben beschlossen, zusammen zu gehen. Die Eltern haben ihn für die Laufbahn eines königlich bayrischen Zollbeamten vorgesehen, doch er will Ingenieur werden und Erfinder. Das kann man nirgends so gut wie in Amerika.

In der Gegend, aus der sie stammte, dieser Gegend fern aller Meere, voller Flüsschen und Wälzchen und Hügel und Burgen, blühte vor Jahrhunderten ein sehr spezielles Handwerk: die Herstellung von Weltkugeln. Noch bevor Kolumbus den

Europäern von Amerika erzählen konnte, hatten die Tüftler und Händler von Nürnberg ihr eigenes Abbild der Erde geschaffen, das sie Erdapfel nannten, ehe die ersten essbaren Erdäpfel ins Land kamen.

Sie bemalten ihren Apfel mit hellblauen Ozeanen und mit Kontinenten und Inseln in erdigem Braun. Anschließend beschrifteten sie ihn mit Hinweisen, was es wo zu kaufen gab: Gewürze, Seide, Spezereien. In einem Gestell ließ sich das Ganze drehen, wie sich die Erde um sich selbst dreht. Anders als die Reichsapfeln der Kaiser und Könige waren die Erdäpfel nützlich: Sie zeigten, wie man an die Schätze der Welt kam. Für die Leute in Dörfern wie Reucha aber galt ein Händler seit jeher als Betrüger, egal ob er seine Geschäfte mit Vieh oder mit Eisen machte, ob er ein Jude oder ein Zigeuner war oder einer aus der Stadt. Mit Fernweh hatten sie nichts am Hut, diese Bauern: Sie hatten nur ihren Grund und Boden mit zu vielen Kindern darauf. Ihre sesshafte Armut kannte genau zwei Gründe, die Heimat zu verlassen: die Not und die Bildung. Abgesehen davon hielten sie Reisen für Geldverschwendungen, Tagedieberei oder Schlimmeres. Auch Linettes Fernweh war praktischer Art: Sie wollte in Amerika Geld verdienen.

Der Kutschenverkehr am Times Square war fürchterlich, sagte sie, noch schlimmer als in München auf dem Stachus. Es war einer dieser Abende, an denen sie mir erzählte, was ihr gerade so einfiel. Jedenfalls dachte ich das, aber vielleicht gab es doch ein System, vielleicht folgte sie ihren Erinnerungen auf logischen Pfaden, die sie mit mir abschritt und stets mühe-los wiederfand, Dschungelwege, auf denen sie damals und damals und damals unterwegs gewesen war. Damals nach dem Krieg, damals vor dem Krieg, damals im Krieg.

Ich hörte ihr zu, schon müde, im Bann ihres immer gleichen Entkleidungsrituals. Zuerst kam die Schürze an die Reihe, dann die Jacke, das Kleid, das Unterkleid, der Unter-

rock, die Strümpfe, der Hüfthalter. Es dauerte lange. Am Ende wickelte sie die elastischen Binden ab, die sie um die Beine trug. Ich schließ jedes Mal ein, bevor sie damit fertig war. Nie habe ich ihre bloßen Beine gesehen. Unter dem Klang ihrer Stimme wurde es dunkel, und ihre Geschichten zerflossen zu Träumen. Bis heute weiß ich nicht genau, wo die Grenze verläuft.

Als sie zum ersten Mal von Christoph sprach, war die Dunkelheit schon da. Es muss Winter gewesen sein. Die Lampe war mit einem Tuch umhüllt, um das Licht zu dämpfen, wir waren umringt vom fließenden Geflecht der Schatten. Bis dahin hatte ich von keinem Bruder gewusst, kannte nur Tante Babette, ihre jüngere Schwester. Und auf einmal war die Rede von gleich zwei Brüdern, Christoph und Ludwig, der eine älter, der andere jünger als sie. Von deren Faltboot. Und von München, wo Nette sich anfangs nicht allein auf die Straße getraut hatte.

Der Christoph hat mich mitgenommen und mir die Stadt gezeigt. Wir sind mit der Eisenbahn gefahren, hinaus in die Berge, zu den Flüssen. Ihre Stimme wurde immer dünner, als sie sagte: Der Christoph ist gefallen, in Frankreich ist er gefallen. Der Krieg. Und dann hörte ich Laute wie von einem Küken, einem frisch geschlüpften nackten Küken, das friert. Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, dass meine Großmutter weinte. Wie konnte sie nur über etwas weinen, das so lange her war?

Inzwischen ist er ein ganzes Jahrhundert her, dieser Krieg. Inzwischen weiß ich, dass die Zeit die Toten konserviert wie ewiges Eis: Sie schauen einen aus jungen Augen an, und man vergisst für einen Moment, dass sie nicht mehr da sind und dass man selbst schon so lange ohne sie lebt.

Die Verlustlisten des Ersten Weltkriegs, endlose Namensreihen in gotischen Lettern, besagen, dass Christoph Marchand aus Reucha im Mai 1917 in Frankreich gefallen ist. Er

hatte sich gleich im August 1914 freiwillig an die Front gemeldet. Nettes zweiter Bruder Ludwig tat es nur wenige Monate später, sobald er alt genug war. Er wurde noch vor seinem großen Bruder getötet, kurz vor Weihnachten 1916.

Dass es außerdem einen Freund der Brüder gegeben hatte, der ebenfalls ein Klepperboot besaß, erzählte mir meine Großmutter erst viel später, als ich schon erwachsen war. Sie war nicht offiziell mit ihm verlobt gewesen, es gab keine Fotografie von ihm, in unserer Familie hatte er keinen Namen. Er fiel, als er gerade Leutnant geworden war. *Offizier*, sagte meine Großmutter in ihrem, wenn es um das Vokabular des Krieges ging, holländisch unterwanderten Deutsch.

Von Liebe hat sie nie gesprochen. Sie benutzte das Wort nicht. Auch nicht, wenn sie über ihre Brüder, ihren Mann, ihre Kinder sprach. Nie. Nur unterm Weihnachtsbaum sang sie: *In seine Lieb' versenken will ich mich ganz hinab, mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab.* Ihre Stimme flirrte und zitterte dabei. Ich mochte das nicht. Es ging um das Jesuskind, das in der Krippe lag und zum Himmel starrte. Es hatte blaue Augen und war feist wie ein Ferkel.

In jenem fernen Sommer aber, als sie in die Welt aufbrach, jung und kühn und ein bisschen berühmt, und mit ihren Brüdern und einem künftigen Offizier auf wilden Voralpenflüssen paddelte, waren die Liebe und das Leben für sie noch sehr irdisch. Dieses Lächeln unter dem Hutschatten, gerichtet an die Brüder mit den schicken Strohhüten und jemanden, der neben ihnen stand. Ihr breiter, vergnügter Mund.

Das Jahr 1913. Das Jahr der Aufbrüche. Da hat die ganze Geschichte mit den Kolonien und meiner Familie angefangen: Mit der Sehnsucht von vier jungen Leuten, den Baaz ihrer Dörfer hinter sich zu lassen. Mit einer Mischung aus Fernweh, Not und Gottvertrauen. Eine junge Frau zog in die Stadt, und eine andere verlobte sich. Zwei junge Männer bra-

chen in die Südsee auf. Sie kamen alle aus der Gegend von Reucha und hatten nie zuvor das Meer gesehen. Sie hatten immer zwischen ihren Kirchen, Hügeln und Flüssen gelebt, nicht einmal den Bodensee kannten sie. Sie waren alle vier voller Hoffnung auf ein besseres Leben. Niemand rechnete mit einem Krieg. Der Erste, der ging, war Heiner Mohr.